



Riga, wie es weint und lacht!

Rigaer Schnurren in Vers und Prosa

von

Bernhard Semenow

(Verfasser von „Schanno v. Dünakant“, „Riga's Ende?“ etc.).



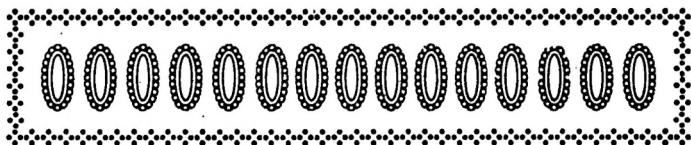
Riga, 1912.

Inhaltsverzeichnis:

| | Seite |
|--|-------|
| Unser Zar | 3 |
| In Erwartung | 4 |
| Das Pferd des Peterdenkmals | 5 |
| Aus Riga's Straßenleben | 5 |
| Jung-Riga nach Geschäftschluß | 6 |
| Riga's Theateranlagen | 8 |
| Ein vielbesuchtes Haus | 9 |
| Der kleine Kavaliere | 10 |
| Verschiedene Lebensarten | 11 |
| Der Papa | 11 |
| Der größere Seemann | 12 |
| Die Aelterchen | 13 |
| Sehnsucht | 15 |
| Der verkaufte Herder | 15 |
| Kadeln — Kodeln | 16 |
| Protektion | 16 |
| Das blaue Wunder | 17 |
| Rigaer Bierzeiler | 17 |
| Bergebliches Bitten | 19 |
| Wurst wider Wurst | 19 |
| Der Mann als Nummer Null | 22 |
| Ein Besuch auf dem Trödelmarkt | 25 |
| Rigaer Kartenlegerinnen | 28 |
| Ein Erlebnis im Wöhrmannschen Park | 34 |
| O, diese Männer | 38 |
| Bergebene Liebesmühe | 41 |
| Eine Verlobung im Tram | 46 |



Seinen freundwilligen Lesern in Liv-, Est-
und Kurland zugeeignet vom
Verfasser.



Unser Zar.

Es war just am Enthüllungstag
Des Peterdenkmals. Unverdrossen
Stand rings die Menge. Kein Mensch sprach,
Nur manche Träne wurd vergossen.

An meiner Seite stand ein Weib
Von etwa fünfundsiebzig Jahren,
Gebrechlich an Gestalt und Leib,
Mit wallend weißen, strähn'gen Haaren.

Sie rief: „Viel Herrscher hab' geschaut
Ja schon in meinem langen Leben,
Doch niemals ward ich so erbaut
Wie von dem lieben Kaiser eben!

Nun, da ich Ihn gesehen hab',
So hoheitsvoll, so schön, so munter,
Kann ruhig gehen ich in's Grab . . .“
Und Tränen rannen ihr herunter.

Mir wurden auch die Augen feucht,
Es tat gewaltig in mir kochen,
Ich sagte mir, fest überzeugt:
Die alte Frau hat wahr gesprochen!

Wie stolz kann unser Rußland sein
Solch einen Herrscher zu besitzen —
Hurra! Wirk' fort für Groß wie Klein,
Mög' Gott Dich und Dein Haus beschützen!

In Erwartung.

Ein Erlebnis aus den Kaisertagen 1910.

Eingefeilt in drangvoll=fürchterlicher Enge
 Stand auch ich in jener Volksmenge
 An dem Kai, um unsern lieben Zaren
 Zu erwarten mit den Suitescharen;
 Neben mir an meiner linken Seite
 Standen mehrere blutjunge Leute,
 Die ganz munter Sonnenblumen kauten
 Und fortwährend alle um sich schauten.
 Plötzlich rief der eine laut und forsch,
 Daß es ringsum schallte: „Ede, Schorsch,
 Seht, da kommt er! Jungens, macht ihm Platz . . .“
 Und er sprang nach rückwärts mit 'nem Satz;
 Alle schauten neugierig empor,
 Viele drängten mit Gewalt sich vor,
 In der Meinung, daß der Kaiser käme,
 Auf, daß man in Augenschein ihn nähme;
 Jedoch nichts von alledem passierte,
 Ob das Publikum auch ringsum stierte,
 Bloß ein Mann trat voller Seelenruh
 Unter Büffen auf den Sprecher zu;
 Der rief: „Schanno, bist du mal gekommen?
 Du hast wohl erst auf Bachmell genommen?
 Komm hereiner! Hier ist bei uns drei noch
 Grad ein strammes Plätzchen für dir frei noch — —“
 Alle lächelten ob der Enttäuschung sehr,
 Doch man kam zum weit'ren Hinhören nicht mehr,
 Denn miteinemmal erscholl's aus Fern und Nah:
 „Pst! Der Kaiser kommt! Hurra, hurra, hurra!“



Das Pferd des Peterdenkmals.

„Was stellt das Pferd Peter's des Großen vor?“
 So fragt' am Denkmal lezthhin ein Student.
 Den allgemein man als 'nen Wikbold kennt,
 Voll Schmunzeln seinen Freund Hans Piepenrohr.

Verblüfft schaut lezterer den Studio an,
 Dann sagt er vorwurfsvoll: „Na, so'n Skandal!
 Ein Reitpferd aus dem Kaiserlichen Stall,
 Voll edler Rasse, — das sieht jedermann!“

„Falsch“, sagt der Studio und lächelt schlau,
 „Freund, schreib' die Sach' dir sorgsam hinter's Ohr:
 Das Pferd, es stellt den linken Fuß bloß
 vor —
 Stimmt's oder nicht? Nun weißt du es genau!“



Aus Riga's Straßenleben.

„Fuhrmann“, riefen zwei Studenten,
 In der Kalkstraß' beim „Ulei“,
 Wo des Wegs vorbei sie schwankten —
 „Fuhrmann, heda, sind Sie frei?“
 „Ja“, rief der, und schlug den Schimmel,
 Doch die Musensöhne schlau,
 Riefen, lustig weiterschreitend:
 „Nehmen Sie sich doch 'ne Frau!“



Jung-Riga nach Geschäftsschluß.

Wenn es vom Petriturm schlägt halbacht
 Dann werden die Buden flugs zugemacht,
 Und gleichdrauf ziehen in hellen Scharen
 Daheim sie, die eben beschäftigt waren,
 Die jungen Kommiss und Verkäuferinnen —
 Sie ziehen und schwärmen dort grad wie die Bienen,
 Doch alle sind sie gar gut an Manieren,
 Die Kalkstraße ist dann nicht zu passieren;
 Das währt so bis Viertel auf neun ungefähr,
 Dann flaut es erst ab und die Straße bleibt leer.
 Und dort, an der dunklen Straßenecke,
 Von ihrem Geschäft nur 'ne ganz kurze Strecke,
 Da steht „er“ und wartet auf sein Mädchen —
 Sie ist sein „Lieschen“ und er ist ihr „Fredchen“ —
 Das sagen die vielen Ansichtskarten . . .
 Und lange braucht er auf „sie“ nicht zu warten
 In schwebender Bein, in Hängen und Bängen,
 Da kommt sie schon eiligen Schrittes gegangen
 Und lächelt ihn an und sagt süß und innig:
 „Schön guten Abend, Liebster, da bin ich!“
 Nun führt er sie weiter ein kleines Endchen
 Und streichelt ihr kleines Patschelhändchen,
 Und flüstert in's Ohr ihr: „Mein Zuckerpuppchen,
 Mein schokoladenes Himbeerknubchen,
 Wie bist du mir wieder so blassing heute?
 Du liefst dir im Laden nach oben um Seide
 Wohl wieder die kleinen Füßchen wund?“
 Jedoch sie meint lässig dazu: „Ach Strunt!
 Ich kann doch umsonst keine Gage nicht nehmen,
 Ich müßt mich ja vor dem Geschäftsführer schämen!
 Erbarmung, der würde mich schönstens begrüßen,

Wenn's Laufen bekäm' nicht meinen Füßen!"
 Drauf geh'n sie die Anlagen beide entlang
 Und schauen sich um nach einer Bank,
 Doch ringsum ist alles besetzt heute stark,
 Drum zieh'n sie es vor, zu geh'n nach dem Park;
 Dort findet der „Liebste“ für sich und sein „Schätzchen“
 Nach kurzer Zeit ein verschwiegenes Plätzchen,
 Da läßt sich das Pärchen stillschweigend nieder
 Und bald darauf hallt von Küßen es wider . . .
 Da ruft sie „Waih Gottchen!“ in ängstlichem Ton
 Und greift nach der Uhr: „Wie spät ist es schon?“
 Ich hab' keinen Schlüssel nicht, komm' nicht hinein —
 Herrjeh, die Mutter wird wieder heut schrei'n!"
 Nun eilt sie bestürzt, es hilft ihm kein Bitten,
 Flugs heimwärts und zwar mit hastigen Schritten,
 Der Weg ist weit, doch er macht sich nichts draus
 Und begleitet die Liebste glückstrahlend nach Haus;
 An ihrer Pforte verschnauft er ein bißchen
 Und raubt seinem Schätzchen noch etliche Küßchen.
 Dann eilt auch er heimwärts, so schleunig er kann,
 Doch vorher springt er 'n momentlang erst an
 In's Restaurant, um was zu genießen,
 Und „einen“ hinter die Binde zu gießen,
 Derweil sitzt sein Schätzchen daheim bei der Mutter
 Und ißt ein Paar Stullen, bestrichen mit Butter . . .

So lebt Jung-Rigas beschäftigte Welt,
 In der Pflicht von fühlendem Herzen beseelt!



Riga's Theateranlagen.

'ne große Bierde in unserer Stadt
 Wie sie nicht ihresgleichen hat
 Das sind die Anlagen beim Theater,
 Dort pilgern hin Kinder mit Mutter und Vater;
 Doch nahmen neuerdings nach und nach
 Die Kinder Moses ste in Beschlag,
 Besonders am Sonnabend abend um fünf
 Da ist jede Bank längs der Wassernymphe
 Von ihnen fast allemal eingenommen —
 Du wirfst um die Zeit keinen Platz da bekommen!
 Sonst weilen gewöhnlich dort viel' Gouvernanten
 Mit Kindern, auch alte Kaffeetanten
 Nebst Anaul und Strickstrumpf, auch Schwerenöter,
 Und junge Stuger und Pflastertreter;
 Desgleichen weilen daselbst Offiziere,
 Freiwill'ge, Schüler sowie auch Balbiere,
 Schülerinnen und Putzmacherinnen,
 Wie auch Kommiss und Verkäuferinnen;
 Auch sieht daselbst man im ganzen Jahre
 Vielfach verschiedene Liebespaare,
 Die sich die Anlagen ausersuchen
 Um Rendezvous dortselbst zu „begehen“ . . .
 Stolz, wie die Göttin Germania,
 So steht die Wassernymphe da,
 Dieses edle Gigantenweib
 Mit schön und klassisch geformtem Leib.
 Einstmals, als ich dort passierte den Weg,
 Da vernahm ich ein seltsam Gespräch
 Zwischen zwei biederer Bauerkleuten,
 Das zuletzt überging in ein Streiten;
 Ärgerlich rief Freund Jahn zum Freund Mickel:

„Bruder, du bist ein dummes Karnickel!
 Wie kannst behaupten du als wahrer Christ
 Daß dies die Göttin Lihgo hier ist?
 Nein, Freund, du kannst meinen Worten trauen:
 Der wird die Stadt kein Denkmal nicht bauen,
 Außerdem hab' ich gehört und gelesen
 Daß uns're „Lihgo“ 'ne Heidin gewesen!
 Jenes Weib hier, gegossen in Erz,
 Das ist die — „Eva“, ganz ohne Scherz,
 Und die Kinder zu ihren Seiten
 Das sollen kleine Engel bedeuten!...“
 Mickel sah auf die Statue unentwegt,
 Drauf sprach gelassen er: „Freund, du hast recht,
 Dieses Weib wird wohl die Eva sein!“
 Und er stellte das Streiten ein.

Ja, viel tolle und launige Sachen
 Kann man erleben an allen Tagen
 In den Anlagen unserer Stadt —
 Glücklich, wer Zeit und Sinn dafür hat!



Ein vielbesuchtes Haus.

Beim Pumpenmarkt da steht ein Haus,
 Auffällig und verborgen,
 Doch geh'n die Leut dort ein und aus
 Schon seit dem frühen Morgen.

Es existiert dort kein Verein,
 Kein Zirkus, kein Theater,
 Auch eine Schule ist dort nicht
 Und keine Alma mater.

Nicht gibt's da eine Restauration
 Und eine Monopolbud',
 Auch keine Scharre, Bäckerei,
 Und keine Milch- und Kohlbud'.

Auch keine Badstub' sieht man da
 Und keine Postfiliale,
 Kein Krug, kein Kinematograph
 Und keine Lesehalle.

Kein Arzt wohnt dort, kein Konsulent,
 In jener dumpfen Klause,
 Bloß — eine Kartenlegerin
 Wirkt emsig in dem Hause!



Der kleine Kavaliere.

„Sei stets zuvorkommend und brav,
 Mein lieber Junge, gegen Damen!“
 So mahnte ständig die Mama
 Das kleine Söhnchen, Kurt mit Namen.

Einst fuhr der kleine Mann darauf
 Mit dem Papa im Tram spazieren,
 Er saß dem Vater auf dem Schooß,
 Weil voll der Tram mit Passagieren.

Da stieg an einer Haltestell'
 Ein Fräulein ein in Seid' und Spitzen —
 Galant sprang Kurt vom Schooß und rief:
 „Ach bitte, wollen Sie nicht sitzen?“



Verschiedene Lebensarten.

Im Strandzug, kurz vor Remmern, war es,
 Zu Ende Sommer dieses Jahres,
 Da saß nebst and'ren Passagieren
 Ein alter Herr, gut an Manieren,
 Drin im Kupèe. Doch zog er jeden
 Im Abteil flink hinein in's Reden,
 Schnitt auf Geschichten und riß Witze
 Und kochte, wie so'n Kessel Grüte;
 Sein Vis-à-vis, ein Studio,
 Der lachte drob so herzlich-froh
 Daß ihm dabei die Tränen kamen,
 Zum höchsten Gaudium der Damen.
 Und als man die Station erreicht
 Stellt', ehe er dem Zug entsteigt,
 Der Alte sich dem Studio vor,
 Rückte den Hut vom linken Ohr
 Und sagte laut zu dem Studenten:
 „I ch hei ß e S ch ul z und le b' von R e n t e n!“
 Der Studio küftete galant
 Auch seine Mütze, gab ihm die Hand
 Und sprach mit heit'rem Augenplinken:
 „I ch hei ß e B r a n d und le b' vom — T r i n k e n!“



Der Papa.

„Wer ist von jenen beiden Schwänen
 Wohl der Papa und die Mama?“
 Fragt' bei dem hies'gen Schwanenhäuschen
 Das kleine Karlehen den Papa.

„Ach, sieh doch“, ruft der Kleine weiter,
 „Dem einen sind ja ausgerupft
 Viel Federn! Schau doch, wie der eine
 Den andern Schwan bloß haßt und zupft . . .“

Der Vater sah auf den Bedrängten
 Und dacht' an sich zu Hause da,
 Drauf meint' er seufzend zu dem Kleinen:
 „Der arme Schwan ist der Papa!“



Der größere Seemann.

Kapitän Nebaidis vom Steamer „Gregor“
 Und Kapitän Hornquist aus Schweden,
 Die sitzen, wie das ja öfter kommt vor,
 Im Restaurant beid' und reden.

„Wie habt Ihr es, Grabenfahrer, doch gut“,
 Sagt Hornquist zu seinem Kollegen,
 „Ihr braucht nicht zu fürchten des Meeres Wut
 Und fahrt nie dem Tode entgegen!“

Es drohet, wie uns, nicht Euerem Schiff
 Der Stürme Brausen und Tosen,
 Euch stören nicht Strudel, nicht Klippen noch Riff',
 Nicht Haifisch', noch Wasserhosen . . .“

„Oho“, rief Nebaidis, „das dünkt Euch nur so,
 Ihr seid auf dem Holzweg, mein Lieber,
 Ich wette mit Euch auf 'ne Flasche Cliquot
 Daß wir Euch an Mut sind weit über!“

„Lopp!“ sagte der Schwede, und Nebaidis sprach:
 „Nie tuen Korinthen wir schwikzen!
 Wir fahren auf Sandbänk' auf Tag für Tag
 Und müssen oft stundenlang sitzen!

Wir bohren Flöſſ' in den Grund jedes Jahr
 Und bringen Bote zum Sinken,
 Wir stoßen mit Dampfern zusammen sogar —
 Ob auch ein Paar Menschen ertrinken . . .

Wir fahren selbst voller Kurage hinauf
 Auf eiserne Eisenbahnbrücken,
 Der Steamer geht nicht dabei auf den Lauf,
 Die Brücke zerfällt bloß in Stücken!“

Da rief der Schwede, verblüfft und erschreckt:
 „Freund, Ihr seid zum Seemann geboren!
 He, Ober, geschwind eine Pulle Sekt,
 Ich hab' meine Wette verloren!“



Die Meckerchen.

Die Bäuerin Katrine Brehm,
 Mit wallend weißen Haaren,
 Ernährt im Dorfe Raggazeem
 Durch Betteln sich seit Jahren.

Jüngst kam ein neuer Pfarrer nun
 In jenes Dorf gezogen,
 Der wollt' der Alten Gutes tun
 Und schien ihr sehr gewogen.

Er ließ die alte Bäuerin
Zu sich in's Pfarrhaus kommen,
Und hielt ihr eine Spende hin,
Als er ihr Loß vernommen.

Er sprach zu ihr: „Es tut mich freu'n
Daß Gott Ihr nicht vergaßet!
Wie kommt's, daß Ihr jahraus, jahrein
Mit Betteln Euch befaßet?“

Sie rief: „Ach, Herr, ich geh' in's Grab
Von Not und Gram verdorben,
Mein Mann — daß Gott ihn selig hab' —
Ist vor acht Jahr' gestorben!“

Ach, der war gut, so herzensgut
Wie keiner je zu finden,
Er tat vergnügt und wohlgemut
Von früh bis spät sich schinden.

Zwei Äckerchen besaßen wir,
Die waren unſ're Freude,
Hätt' man sie nicht genommen mir
Besäß' ich sie noch heute — — —“

„Wo blieben denn dieselben, Frau,
Und wer tat sie Euch nehmen?
Teilt Euer Leid mir mit genau,
Ihr solltet Euch nicht schämen!“

Lang hat die Antwort sie gebraucht,
Dann rief sie aus betroffen:
„Das eine hat mein Krisch — v e r r a u c h t,
Das andere — v e r s o f f e n !“



Sehnsucht.

(Frei nach Heinr. Heine.)

Ein Schusterjunge steht einsam
Am Fenster 'ner Bäckerei;
Ihn hungert. Auf einer Platte
Steh'n Stopfkuchen vielerlei.

Er träumt von früheren Zeiten
Als man andere Stopfkuchen fand,
Gebakten mit Rosenwasser
Und reichlich gefüllt mit Schmand!



Der verkaufte Herder.

„Weist Riga's Denkmäler mir nach“,
So spricht der Lehrer in der Schule,
„Wieviel hat solche uns're Stadt?
Nun, zähle sie mir auf, Paul Gruhle!“

„Peter den Großen! Den Roland!
Auf Lugausholm das Kriegerdenkmal —“
„Schön, Paul! Doch wie heißt die Statue,
Die uns're Stadt kriegt zum Geschenk mal?“

Denk' nur einwenig nach, mein Sohn,
Wir sind ihr alle ja Verehrer — —“
„Das ist, das ist — die Brunnen n i g'
Beim Stadttheater hier, Herr Lehrer!“



Radeln — Rodeln.

(Ein Rigaer Zeitbild.)

Einst tat „sie“ leidenschaftlich radeln
 Bis Krämpf' sie kriegte in den Wadeln;
 Dann tat mit Leib und Seel' sie rodeln
 Bis sie sich tat die Raf' vermodeln!



Protektion.

Zu einem Chef kommt in's Bureau
 Ein junger Mann von guten Sitten,
 Er nestelt an dem Paletot
 Und tut um eine Stellung bitten:

„Ich bin im Briefeschreiben flott,
 Beherrsche außerdem vier Sprachen,
 Bin momentan in großer Not —“
 So hört man mitleidsvoll ihn klagen.

Da zuckt der Chef die Achseln bloß
 Und meint, wie man das hört jetzt stetig:
 „Was nützen die vier Sprachen mir,
 Fürsprache, Mann, die hab' ich nötig!“

So ist's bei uns und überall,
 Da hilft kein Betern und kein Klagen,
 Hast du heut' keine Protektion
 Dann kannst du, Mensch, geh'n Hunde-
 schlagen!“



Das blaue Wunder.

„Großmutter“, sagt der kleine Fritz,
Ein Bürschchen aufgeweckt und munter,
„Erklär' mir, bitte, doch einmal:
Was ist denn das, ein „Blaues Wunder?“

Die Großmama sieht groß ihn an,
Dann sagt sie lächelnd zu dem Kleinen:
„So etwas existiert nicht, Kind!
's ist Scherz bloß, was wir damit meinen!“

Ungläubig schüttelt Fritz das Haupt,
Schlürft seinen Kaffee und ruft munter:
„Du bindest mir 'nen Bären auf —
Gewiß gibt es ein blaues Wunder!“

Papa meint' gestern noch von Dir
Zu der Mama, — ich stand daneben:
Die Alte soll, treibt sie es sofort,
Ein blaues Wunder bald erleben!“



Rigaer Bierzeiler.

Es war einmal.

Weil unsere Stadt auf Verschönerung hält
Hat auf dem Basteiberg sie aufgestellt
L u x l a m p e n, anstelle der Sterne Funkeln —
Adieu, du idyllisches „Munkeln im Dunkeln!“

Traum eines Hagensbergers.

Die Hagensberger — so stand's in der Zeitung —
 Bekommen 'nen Volkspark nebst Wasserleitung;
 Mir träumte sogar die Stadt wolle lassen
 Beleuchten mit „Luz“ dort und „pflastern“ die
 Straßen!

*

Tempora mutantur.

Flug früher einer an die frische Luft
 Hieß man ihn Lump, nichts weit'res mehr,
 Fliegt heute jemand, nennt man stolz
 Den Menschen — A vi a t i k e r !

*

Feuerwehr-Automobile in — der Türkei.

Sie sausen zum Brandplatz bei Feuerstot
 Und retten die Menschen vor'm Flammentod,
 Doch unterwegs — in derselben Stunde —
 Überfahren sie Fuhrwerke, Kinder und Hunde!

*

Moderne Bühnenschlager.

Frei, frivol, dwatsch, dreist und dumm,
 Solche Stücke sind jetzt Treffer,
 Denn es will das Publikum
 Statt des Salzes heute Pfeffer!

*

Ein Zukunftsbild.

Man lehrt heutzutage — um die Luft zu bestiegen —
 Die Menschen an allen Orten fliegen;
 Am End' wird man müssen sich dazu verstehen
 Den Vögeln noch beizubringen das — „Gehen!“



Vergebliches Bitten.

Auf den Holzflößen, die oberhalb auf der Düna bei Kengeragge liegen, sind bekanntlich Wächter darauf, damit von den Flößen seitens der Flußpiraten nicht Balken losgeschnitten werden, das Tauwerk gestohlen wird oder sonst etwas Ähnliches passiert. Auf solch einem Floß wachte einst ein russischer Todel, der zugleich auch Prikaschtschik des Prinzipals war.

Da vernahm er in einer Nacht, daß jemand sich auf seinem Floß zu schaffen machte. Er kroch behutsam aus seiner Strohütte hervor, faßte krampfhafter seinen Knüttel fest und spähte aus. Und plötzlich bemerkte er, daß jemand gerade vom Floß mit einem Boote abfuhr; an dem Boote aber war seine Tscholle*) in Schleppe.

Unser Todel eilt spornstreichs der Kante zu. Der Flußpirat ist zwar noch nahe, doch fassen kann er ihn nicht mehr. Da legt er sich auf's Bitten:

„Di waih“, jammert er, „lieber Herr Karmanchtschik, gitt mer ab main Schiffel! Geehrter, lieber Herr Karmanchtschik, gitt mer ab main Schiffel! . .“

Jedoch der Herr Karmanchtschik hörte nicht auf ihn und fuhr stillschweigend in die Nacht hinaus.



Wurst wider Wurst.

Auf dem Dampfer „Adolf Ughte“, der zwischen Riga und Bolderaa verkehrt, befanden sich eines Tages eine größere Anzahl von Passagieren. Das Wetter war schön

*) Tscholle — ein ausgehöhlter Baumstamm, welches als Boot dient.

und so saßen denn alle Leute auf Deck. Sie vertrieben sich die Zeit, wie sie es konnten. Bald war ein Jddel der Mittelpunkt der Unterhaltung. Man jüdelte, scherzte und stellte an letzteren verschiedene Fragen, die er schlagfertig beantwortete.

Da trat plötzlich ein Seemann vor, der nahm den Jddel derbe auf Schwung, indem er sagte:

„Wozu seid Ihr Juden auf der Welt eigentlich da? Arbeiten könnt Ihr nicht, Ihr taugt bloß zum Schachern!“

„Wie a sei?“ sagte der Jddel, „es sind doch auch Handwerker unter uns do!“

„Wieviele?“ sagte der Seemann barsch. „Höchstens Schuster, Schneider und Uhrmacher gibt's, d. h. solche Handwerke, wozu keine Kraft erforderlich ist. Aber in der ganzen Welt gibt es keinen jüdischen Seemann —“

„A Seemann kann kein koscherer Jdd sein“, fiel der Jude ihm in's Wort, „a koscherer Jdd bedarf zu halten sein Schabbes un auf'm Jam*) bedarf man immer zu arbeiten!“

„Dummheiten“, sagte der Seemann ärgerlich, „nicht der Schabbes macht's, sondern kein Jude kann den schweren Dienst ausführen! Nehmt z. B. mich: Ich bin Lotse, muß neun Sprachen beherrschen, damit man sich mit allen Nationen verständigen kann; ich muß ferner neun Stunden unter'm Wasser aushalten können: Wenn ein Sturm aufkommt, lassen wir uns auf des Meeres Grund nieder und liegen daselbst neun Stunden lang, bis der Sturm vorüber ist —“

„Was, nur nain Stunden?“ fragte der Jude verwundert.

*) Jam — Meer.

„Sawohl“, schrie ihn der Lotse an, „ist denn das noch nicht genug? Wißt Ihr überhaupt, wie lange ein gewöhnlicher Mensch unter'm Wasser aushalten kann?“

„Nu,“ sagte der Jude, „vor Jorren, als die Eisenbahn zwischen Riga und Denneburg noch nich ging, handelte ich von Denneburg mit Waren nach Riga. Da kaufte ich in Denneburg die Waren ein, hadte dort im Winter auf der Düna a Loch im Eise aus, steckte meinen Paßen zeerst rain und froch denn selber nach. Denn kam ich mit dem Strom langsam nach Riga getrieben, bei Bujane froch ich heraußer . . . Mancheshmal hat es auch neun Tage gedauert!“

„Das ist nicht wahr“, rief ärgerlich der Lotse, „dummer Jude, Ihr wollt mich foppen?“

„Nu, dos, wos Ihr mir verzählt habt, Herr Lotse“, sagte schmunzelnd der Jude, „is ooch nich wohr un Ihr hobt mer ooch gefoppt!“

Der Jddel hatte die Lacher auf seiner Seite.



Der Mann als Nummer Null.

Ein Rigaer Zukunftsbildchen.

Mir träumte in der jüngstverfloß'nen Nacht,
Daß uns're Frau'n, die jungen wie die alten,
Woran wohl keiner je im Ernst gedacht —
Die Gleichberecht'gung mit dem Mann erhalten!

Der Mann, der seit dem Anbeginn der Welt
Als „Herr“ galt voller Mut und Selbstvertrauen,
Der zu dem stärkeren Geschlecht gezählt —
Er war ein „Sklave“ nunmehr noch der Frauen!

Sucht früher er Zerstreuung mancherlei
In Restaurants, fand er am Spiel Vergnügen,
Jetzt war mit diesen Freuden es vorbei,
Er mußte kochen, näh'n und Kinder wiegen. . .

Auch stricken, bügeln muß er früh und spät,
Selbst Schläge gab es, hatt' er was verbrochen . . .
Ich stürzte vor Entsetzen aus dem Bett
Und — schlug mir jämmerlich kaputt die Knochen!

Es war in Riga im Jahre des Heils 2000.

Obwohl im Kalender erst Anfang April stand, so gab es doch schon, wohin das Auge blickte, allerwärts ein Blühen und Sprießen. In den Alleen beschnitt eine schmucke Gärtnerin nebst dito Gehilfsinnen das welke und verdorrte Geäst der Bäume. Unweit von ihnen belud eine andere Frauensperson einen Leiterwagen mit besagten Baumabfällen, während eine in der Nähe stehende Laufburschin, die der Arbeit seit geraumer Weile zuschaute, sich ungeniert einen Baumast zum Sonntagspazierstock wegstibizte. Draußen auf der Straße jagten eine Anzahl weiblicher Koffelentfer mit ihren Insassen — Frauen nebst deren Kindern — auf dem Pflaster dahin. Es herrschte, trotz des Schmutzes auf den Straßen und Höfen, überall ein frisches, frühlingstfrohes Treiben.

Auch Frau Etta Mannimhaus strebte um diese Zeit, wie gewöhnlich, ihren heimischen Penaten zu. Sie war Direktor der Maschinenfabrik „Blitz“ und bezog ein Jahres-

einkommen von etwa 24,000 Rubel. Eben überlegte sie, ob sie eine Droschke nehmen oder die Elektrische benützen sollte? Doch da hielt ja, von einer Maschinistin gelenkt, an der Haltestelle gerade ein Straßenbahnwagen.

Frau Mannimhaus setzte sich hinein und entrichtete der Schaffnerin ihren Obolus für die Fahrkarte. In der Alexanderstraße hatte die Wagenführerin jedoch das Mißgeschick, eine Schienenreinigerin derselben Gesellschaft, die trotz wiederholten Klingelns nicht zur Seite sprang, anzurempeln. Zum Glück kam diese mit dem bloßen Schreck davon, dennoch aber notierte sich eine, von der nächsten Straßenecke herbeigeeilte Schutzmännin die Nummer des betreffenden Straßenbahnwagens.

Als Frau Mannimhaus in der Nähe ihrer Wohnung die Elektrische verließ, vernahm sie schon unten auf der Straße das Betergeschrei ihrer Kinder.

„Das scheint ja heute hier wieder eine schöne Wirtschaft zu sein!“ meinte sie, als sie ins Zimmer trat, zu ihrem Mann.

Dieser, der gerade schweißtriefend den Säugling stillte, erwiderte keine Silbe, sondern sprang erschreckt auf und stürzte, in seiner blendend weißen Schürze, eiligst zur Küche, um das Mittagessen für seine bessere Hälfte und deren Kinder aufzutragen. Gleich darauf saßen letztere am Tisch und ließen es sich gütlich tun, während der Mann in der Küche damit beschäftigt war, den Kaffee als Nachtiß zuzubereiten.

„Ist aber heute mal die Suppe versalzen“, räsionierte, nach dem Gatten klingelnd, Frau Mannimhaus; „Und der Braten ist ja, wie ich sehe, auch wieder angebrannt . . .“

„Ach, liebes Weibchen“, entgegnete schüchtern ihr Gemahl, „sei schon nicht böse, aber unser Jüngstes nahm mich den ganzen Morgen so sehr in Anspruch — —“

„Poperlapapp“, meinte diese; „Auf Euch Mannsbilder kann man sich ja nie verlassen! Es wird mir schließlich doch wohl nichts anderes übrig bleiben, als eine Köchin zu engagieren. Dann bleibt Dir das Kinderwarten allein und soll es mir alsdann nicht, wie jetzt, mehr vorkommen, daß die Töhren so unsauber umherlaufen . . . Eine wahre Schande ist es übrigens, daß Ihr Mannsvolk zu nichts tauglich seid; es war wirklich auch die höchste Zeit, daß wir Frauen Euere Hilflosigkeit und Dummheit erkannt und Euch abgetan haben . . .“

Bei diesen Worten nahm Frau Mannimhaus ihr Zigarrenetui aus der Brusttasche, steckte sich eine Savanna an und blies den Rauch in Gestalt von Ringen durch die Luft.

Stillschweigend hatte der Mann ihre Rede angehört. Dann wagte er plötzlich schüchtern einzuwenden:

„Liebes Weibchen, mein seliger Vater sagte immer —“

„Schweig’ mir endlich mal mit Deinem Vater“, herrschte Frau Mannimhaus ihn an; „Vielleicht gab es früher andere Männer auf der Welt, das ist ja möglich! Solche Waschlappen wie heutzutage hat es sicher nie gegeben . . . Lang mir übrigens meinen Stod und Paletot her, ich muß zu einer wichtigen Versammlung in unsere Stammkneipe. Und daß Du mir auf die Kinder gut aufpaßt und sie um 9 Uhr in’s Bett legst, hörst Du, sonst gibt es, wenn ich wiederkomme, ein Donnerwetter!“

Mit diesen Worten verließ Frau Mannimhaus das Zimmer, während ihr Gatte gesenkten Hauptes in die Küche eilte, um die Geschirre abzuwaschen. Und als er damit fertig war, begab er sich in den Salon, nahm seine Häfelarbeit vor und erzählte den vier Sprößlingen seiner Frau ein Märchen . . .



Ein Besuch auf dem Trödelmarkt.

Wer von den geschätzten Lesern und Leserinnen kennt nicht die lange Reihe von Verkaufsbuden des sog. „Trödelhofes“ hinter den Roten Speichern in der Moskauer Vorstadt, welche durch ihre Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der dortselbst feilgebotenen Waren im Volksmunde den Spitznamen „Englisch' Magazin“ erworben und die mit den genannten Kaufhäusern das eine gemeinsam haben, daß selbige nicht nur allein die unbemitteltere Volksklasse, sondern auch die Vertreterinnen der sogenannten „Oberen Zehntausend“ zu ihrer Kundschaft zählen. Denn welche von meinen verehrten Leserinnen hat in den bezeichneten Verkaufsbuden nicht schon selber des öfteren ihre Einkäufe an Bändern und Spitzen gemacht, umso mehr, da in Riga allgemein die Meinung herrscht, daß man daselbst alles „spottbillig“ und „halb geschenkt“ erhält und daß die Verkaufsgegenstände „echt ausländische“ Waren seien! Die Echtheit von Brüsseler Spitzen wird dadurch bewiesen, daß die Händlerin diese unter ihrer schmierigen Tacke verborgen hält und beim Vorlegen derselben sich zuvor ängstlich nach allen Seiten umschaut, ob nicht möglicherweise ein Zollbeamter in der Nähe ist . . . „Was, ein Zollbeamter?“ werden Sie verwundert ausrufen. Nun ich kann es mir auch nicht erklären, die Krämerin jedoch versichert hoch und teuer, sie haben vorhin einen längs den Verkaufsbuden umherschleichen sehen und weil ihre Spitzen „geschmuggelt“ seien, müsse sie vorsichtig aufpassen, denn sonst könne sie „geklappt“ werden und gewaltig hineinfallen . . .

Jene alten, schmutzigen und haufälligen Buden, von denen vorhin die Rede, stehen also gleich hinter dem Düna-burger Bahnhof in der Moskauer Vorstadt. Im Grunde

genommen, gehören diese Baracken in ein Dorf und nicht in eine so frequentierte Verkehrsader der Großstadt. Unerklärlich ist, weshalb die Trödelbuden nicht ganz aus jener Gegend verlegt werden, denn sie machen nicht nur einen durchaus unästhetischen Eindruck, sondern bilden nachgerade auch eine Art Lebensgefahr für den Fall eines Brandes — —

Einer meiner intimsten Freunde der St. Petersburger Vorstadt, Fabrikant Rubelmann, mit dem ich lezthm im „Gambrinus“ bei einem Glase Wein gemeinsam den Abend verbrachte, machte mir den Vorschlag, mit ihm am nächsten Tage einen Gang zur Moskauer Vorstadt zu unternehmen, da er beabsichtige, zu dem bevorstehenden Geburtstag seiner Frau für diese in den erwähnten Trödelbuden eine Anzahl Brüsseler Spitzen zum Geschenk zu erstehen. „Wissen Sie, lieber Freund“, sagte er mir vertrauensvoll in's Ohr, „Sie können sich einfach garnicht vorstellen, wie fabelhaft billig man dortselbst von den Krämern die kostbarsten Waren kaufen kann. Meine Frau, die des öfteren größere Einkäufe bei den Leuten macht, ist geradezu entzückt von der Billigkeit und Qualität der Gegenstände! Sie als Journalist namentlich müssen diese billige Einkaufsquelle der Rigenjer kennen lernen und deshalb rate ich Ihnen wohlweislich, morgen bei dem beabsichtigten Einkauf unbedingt zugegen zu sein!“

Gesagt, getan. Wir trafen uns in der vorhin erwähnten Bar und begaben uns in einer Droschke zusammen in die Vorstadt.

„Eflig kalt ist es heute“, meinte Rubelmann während der Fahrt frostschtüttelnd zu mir; „Ich habe heute eine größere Anzahl Geschäftsgänge zu machen und deshalb vorsichtshalber meinen neuen warmen Pelz angezogen! Meine Frau bestand nämlich darauf daß ich ihn anziehe, da man

sich bei dieser feuchten, unbeständigen Witterung leicht erkälten könne . . .“

Wir passierten den Großen Krystoph und fuhren gleich darauf vor dem Trödelhof vor. Rubelmann ließ den Kutscher warten und trat mit mir strahlenden Gesichts auf die Budenreihen zu. Er ließ sich mit einem Krämer in ein Gespräch ein und dieser holte tatsächlich aus seinem Busen eine größere Rolle mit Spizen hervor. Mißtrauisch prüfte ich letztere mit Kennermiene auf ihre Echtheit, Rubelmann jedoch fand sie großartig und wurde mit dem Manne bald handelseinig. Der Preis war tatsächlich gering, doch der Krämer strich behutsam das Geld ein und mir wollte es scheinen, daß ein verschmitztes, spitzbübisches Lächeln dabei heimlich über seine Gesichtszüge glitt . . .

Als wir in den Fuhrmann stiegen, sagte Rubelmann zu mir mit stolzem, siegesbewußtem Lächeln: „Nun, lieber Freund, habe ich nicht einen billigen Einkauf gemacht, he? Ich sage Ihnen, mein Frauchen macht vor Freude darüber einen Hechtsprung! Jetzt fahren wir notabene zum „Römerkeller“ an und genehmigen in Anbetracht des günstigen Kaufs einen ordentlichen Männerchluck!“

Ich erwiderte keinen Ton darauf, sondern schaute unverwandt auf das Päckchen Spizen, das er krampfhaft im Arme hielt. Dabei fiel mein Blick zufällig auf seinen Pelz, wobei ich erstaunt konstatierte, daß derselbe an der linken Seite ein großes, weites Loch aufwies. Ich machte ihn darauf aufmerksam, er hielt die Sache jedoch für einen bloßen Scherz, bis er sich schließlich — zur großen Bestürzung — selber von dem Malheur überzeugt hatte.

Seine Stimmung war mit einem Schlage dahin. Selbst im Restaurant beim Glase Wein wollte sie, trotz der fröhlichen Ausgelassenheit meinerseits, nicht mehr aufkommen. Nach Verlauf etwa einer halben Stunde rief er

den Kellner herbei, bezahlte kleinlaut die Rechnung und fuhr ärgerlich und verstimmt in die Fabrik.

Wie das Loch im Pelz entstanden ist, wollen Sie wissen? Nun, vermutlich war einer der vielen, aus den betreffenden Bretterbuden hervorstehenden Nägel die Ursache desselben?

Über die Herstellung der Spitzen lasse ich meinen Kapf darauf, daß selbige nicht aus Brüssel sondern aus — Lodz stammten!



Rigaer Kartenlegerinnen.

„Man muß von „reichen“ Eltern sein,
 Will man des Lebens sich erfreu'n,
 Drum Vorsicht, falls Ihr noch einmal
 Zur Welt kommt, in der — E l t e r n w a h l !
 Und solltet Ihr, als Baby klein,
 Einst auch nicht „wahlberechtigt“ sein,
 Gebt Acht drauf, wenn Ihr Euch vermählt
 Und Euch die — S c h w i e g e r e l t e r n w ä h l t !“

Als ich vor Jahren obige Verse niederschrieb, sah ich die Welt noch mit rosigen Jünglingsaugen an. Ich, dessen Eltern gerade nicht sonderlich mit Glücksgütern gesegnet waren, war der felsenfesten Überzeugung, daß Geld, Geld und nochmals Geld das Leben allein glücklich mache! Da man heutzutage jedoch nicht einmal mehr im Lande der „unbegrenzten Möglichkeiten“ — in Amerika — geschweige denn bei uns in Rußland auf ehrliche Art reich werden kann, so beschloß ich demzufolge innerlich, als einzigen Ausweg in dieser Hinsicht eine — reiche Heirat einzugehen! Denn schon die Völker aller Länder und Zeiten huldigten dem Gotte Mammon, und selbst unsere Vorfahren, die

alten Deutschen, schwärmten für Gold und Kleinodien, was in dem Sprichwort „Wer nichts erheiratet und nichts ererbt, der bleibt ein Lump, bis daß er stirbt!“ deutlich zum Ausdruck kommt.

Heute jedoch, wo ich bereits in den Mannesjahren stehe, bin ich in dieser Hinsicht ganz anderer Meinung. Ich neige der Ansicht zu, daß der Mensch auch ohne Reichtümer ganz behaglich und zufrieden leben kann, falls er es nur versteht, sich gewissermaßen nach der Decke des Lebens zu strecken. Auch eine reiche Heirat habe ich vermieden, denn ich bin Junggeselle, und zwar ein eingefleischter, geblieben. Wohl bot sich mir oftmals Gelegenheit zum Eingehen wohlhabender Ehen, doch habe ich vernunftgemäß darauf verzichtet, denn es kann, meiner Ansicht nach, für einen Ehemann nichts Schlimmeres geben, als von den Geldlaunen seiner besseren Hälfte abhängig zu sein . . .

Auch kürzlich erst bot sich mir noch eine solche reiche Partie. Trotz meiner Abneigung gegen die Ehe, wäre höchstwahrscheinlich eine Heirat dennoch zustande gekommen. Daß die Sache in die Brüche ging, verdanke ich einzig und allein den Weissagungen einer harmlosen hiesigen Kartenlegerin, weshalb ich nicht unterlassen will, den geschätzten Lesern die näheren Einzelheiten darüber mitzuteilen.

Vor Weihnachten vergangenen Jahres lernte ich eine Familie, bestehend aus Mutter und zwei Töchtern, in einer hiesigen Gesellschaft kennen. Die Mutter war eine üppige Erscheinung von dem Umfange einer Viertonne, die Töchter dagegen schlank wie ein Plättbrett. Die Älteste derselben war brünett, zählte etwa dreißig Jahre und — schielte auf dem linken Auge; die Jüngste war neunzehn Jahre alt, hatte blondes Haar und — lahmt auf dem rechten Fuß. Von Geist besaßen die Mädchen nicht die Spur, wozu auch, ihre Mitgift — sie waren Erbinnen eines der größten

Häuser der Sünderstraße — wog ja solche kleine Unterlassungssünden des Schicksals reichlich auf.

Bald war ich ständiger Gast in dem Hause. Mutter und Töchter waren die Liebenswürdigkeit selbst gegen mich. Was man mir an den Augen absehen konnte, wurde bereitwilligst erfüllt. Doch je gastfreundlicher ich aufgenommen wurde, desto deutlicher wurde mir zur Gewißheit, daß die Mutter mich als Schwiegersonn resp. Gatten für eine ihrer beiden Töchter kapern wollte.

Frau Hilchen — so lautete der Name der Familie — war eine selten abergläubische Dame. Kraß, wie ihr Glaube an Gespenster, war auch ihr Glaube an Karten und Wahrsagekünste. Sie legte den halben Tag lang Patience und, sobald der Abend herannahte, arrangierte sie das sogenannte „Tischchenrücken“, wobei sie, wie auch ihre Töchter, steif und fest dem Ergebnis desselben Glauben schenkten. Da ich Gast im Hause war, so wurde auch ich wohl oder übel meist in ihre „Hexerei“ mit hineingezogen, obwohl ich, offen gestanden, nicht die geringste Lust dazu verspürte und mitunter redliche Mühe hatte, beim Anblick ihrer erwartungsvollen, gespannten Gesichter nicht in helles Lachen auszubrechen.

Eines Sonntags im Januar, als ich bei der Familie gewohnheitsgemäß zum „Kaffee“ vorsprach, kam mir Frau Hilchen merklich verändert vor. Bei Tisch sagte sie sodann in strengem und vorwurfsvollem Tone zu mir: „Sagen Sie, Herr Redakteur, weshalb haben Sie in Ihrem Ietzthin veröffentlichten Gedichte die hiesigen Kartenlegerinnen heruntergerissen? Und gerade diejenige bei der Großen Pumpe, die bekanntlich jedem Menschen haargenau die Wahrheit verkündet! Falls Sie sie noch nicht besucht haben, können Sie sich doch nicht gestatten, über dieselbe in der Zeitung loszuziehen! Zur Strafe dafür haben wir beschlossen, Sie

morgen Nachmittag zu der betreffenden Kartenlegerin hinzuführen. Wir hoffen, daß Sie bald eine andere Meinung von derselben gewinnen werden und erwarten Sie präzise 4 Uhr bei „Fingerhut!“

Was sollte ich tun? Als Mann von Charakter konnte ich unmöglich nein sagen. Ich suchte die Damen also um die festgesetzte Zeit in der Konditorei auf und begab mich mit ihnen per Tram nolens volens zu der Wohnung der bewußten Kartenlegerin.

Wir durchschritten einen Torweg und kamen auf einen langen Hof hinaus, wo in einem Winkel ein schiefes, bau-fälliges Wohnhaus stand. „Sehen Sie jenes romantische Häuschen dort? Sieht es nicht wie eine Einsiedelei aus? Hier wohnt nämlich die berühmte Wahrsagerin!“ sagte Madame Hilchen, und deutete mit schier verklärtem Blick auf das altersschwache, schmierige Gebäude.

Wir klingelten. Eine Frau in den vierziger Jahren, mit einer großen Hornbrille auf der Nase, öffnete behutsam die Tür. Madame Hilchen, wie auch deren Töchter begrüßten dieselbe bereits wie eine alte, liebe Bekannte. „Hier bringen wir Ihnen einen neuen Klienten, der gern Näheres über sein Schicksal erfahren möchte!“ rief die erstere und schob mich ohne weiteres mit einem leisen Puff durch die Tür.

Ich schaute mich um. Wir befanden uns in einem schmutzigen Vorraum, der vom Dunste einer Lampe, die geblakt haben mußte, durchschwängert war. Eine Holzbank und mehrere Strohstühle bildeten das Mobiliar desselben. Doch nein, auf dem in einer Ecke befindlichen Kamin stand ein Petroleumkocher nebst Teekessel und daneben lag schnurrend und gähnend ein mächtiger, graugestreifter Kater.

Eine Klientin, die gerade vor war, mußte erst abgefertigt werden. Dann kam ich an die Reihe. Haben Sie

schon mal ein Lamm gesehen, das zur Schlachtbank geführt wird? Denselben Eindruck dürfte ich etwa gemacht haben, als man mich schließlich ersuchte, den Nebenraum zu betreten.

Da es üblich ist, daß der Klient mit der Kartenlegerin unter vier Augen verweilen muß, so blieben meine Begleiterinnen im Vorraum zurück. Die bebrillte moderne Pythia lud mich mit einer Handbewegung zum Sitzen ein, durchmischte sodann tüchtig die Karten, plazierte sie in langer Reihenfolge auf den Tisch und weisagte mir dabei etwa folgendes:

„Sie sind Buchhalter in einem großen hiesigen Fabrikbureau, haben gute Einkünfte und reiche Verwandte, nur sind Sie ein Damenfreund und leidenschaftlicher Kartenspieler, Sie haben bereits Ihr Vermögen verspielt, doch haben Sie keine Furcht, ein anderes steht Ihnen dafür in Aussicht, denn Sie spielen in der Lotterie und werden bald größere Summen gewinnen! Verheiratet sind Sie zweimal gewesen, Ihre erste Frau ist tot, die zweite grämt sich in der Ferne, daß Sie sie verlassen haben; Ihre Kinderchen — — —“

Hatte ich auch anfangs über ihre völlig aus der Luft gegriffene Unwahrheiten insgeheim gelächelt, so plagte mir bei den letzten Äußerungen vor Ärger förmlich die Galle. Ich griff in die Tasche, holte einige Silbermünzen hervor, warf diese auf den Tisch und sagte in wütendem Tone: „Genug, ich habe nicht Lust, Ihren Humbug weiter anzuhören!“ Damit ergriff ich meinen Hut und stürzte wutschraubend aus dem Zimmer.

„Ist die Seance schon zu Ende?“ fragte verwundert Madame Hilchen.

Ich machte eine geringschätzigte Handbewegung, schückte einen eiligen Geschäftsgang vor, verbeugte mich vor den Damen und schlug mich sozusagen seitwärts in die Büsche.

Am anderen Tage erhielt ich von Madame Hilchen per Post einen eingeschriebenen Brief folgenden Inhalts:

G e e h r t e r H e r r !

Wie wir gestern durch die Kartenlegerin erfuhren, haben Sie uns während der ganzen Zeit unserer gemeinsamen Bekanntschaft charakterlos getäuscht! Weder sind Sie ein Redakteur noch Junggeselle, was uns äußerst schmerzlich berührt hat. Wir bedauern Ihre Frau, die Sie, ein moderner Don-Juan, überdrüssig verlassen, insbesondere aber Ihre Kinder, die einen Rabenvater zum Erzeuger haben! Die Beziehungen zu unserem Hause wollen Sie bitte gest. ein für allemal abbrechen! Wir sind der Kartenlegerin unendlich dankbar, daß sie uns über Ihre Person den mystischen Schleier gelüftet! Ergebenst

M a r i a H i l c h e n .

Als ich den Brief zu Ende gelesen, konnte ich mich eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren. Es gibt also doch noch in unserer aufgeklärten Zeit Menschen, die felsenfest davon überzeugt sind, daß das, was die Kartenlegerinnen weissagen, auf pure Tatsachen beruht. Mich wenigstens kriegen keine zehn Pferde mehr zu solch einer lügenhaften Pythia hin, denn was diese mir geweissagt hat, daran war leider Gottes auch kein Sterbenswörtchen Wahrheit dabei...

Ärgerlich nahm ich den Brief und machte mir einen Zidibus daraus, um mir am Kaminfeuer damit eine Zigarre anzuzünden. Dann zerriß ich den Rest in kleine Fetzen und überlieferte diese dem Flammentode mit dem frohen Bewußtsein, einer drohenden Heiratsgefahr abermals glücklich entronnen zu sein.

Denn auch diesesmal ging es, dank der Kartenlegerin, noch verhältnismäßig glimpflich ab!



Ein Erlebnis im Wöhrmannschen Park.

Im Wöhrmannschen Park war's, den ich eines schönen Abends im Mai, um mir nach des Tages Arbeit und Hitze Abkühlung und Zerstreuung zu holen, für ein paar Stunden aufsuchte. Die Militärkapelle ließ ihre Weisen ertönen und die Menschenmenge wogte, von den Klängen der Musik angeregt, in hellen Sommertoiletten vor der Estrade auf und nieder.

Ich betrat die Terrasse, um nach einem freien Plätzchen Ausschau zu halten, woselbst man bei einem Glase Wein das Publikum Revue passieren lassen konnte.

Als ich ein paar Schritte gegangen war, nickte mir plötzlich von einem der ringsum besetzten Tische ein hübsches Damenantlitz zu.

Im Augenblick war ich ganz baff darüber und erst nach einer geraumen Weile kam ich darauf, wenigstens den Hut zu ziehen.

Da nickte die Dame noch freundlicher.

Wer in aller Welt mochte sie sein? dachte ich nachdenklich.

Kurzfristig, wie ich bin, blieb ich stehen, reichte ihr die Hand und ließ mich, ohne viel zu fragen, an ihrer Seite nieder.

„Wie geht es, Herr Redakteur?“ fragte sie mit bestrickender Liebenswürdigkeit.

„Danke, gut!“ sagte ich freundlich und zerbrach mir vergeblich den Kopf darüber, wo ich die Kleine bereits gesehen hätte. Sie konnte etwa vier- bis fünfundzwanzig Jahre zählen und war ohne jede Übertreibung als ein üppig entwickeltes Weib zu bezeichnen. Geleidet war sie entschieden elegant und doch voller Geschmack. Für eine Dame

besseren Standes zu einfach, für eine Halbweltdame zu geschmackvoll: Jedoch war ich zu der letzten Annahme am ehesten geneigt und je länger ich sie ansah, desto sicherer glaubte ich, sie schon des öfteren auf der Promenade gesehen und gesprochen zu haben. Das ließ sich leicht feststellen.

Ich rückte meinen Stuhl näher an die Kleine heran, legte den Arm um ihre Taille und fragte zärtlich:

„Und wie geht es Ihnen, mein Puffelchen?“

Sie erhob sich mit der Miene einer beleidigten Königin, schob ihren Stuhl einwenig weiter und sagte:

„Sie haben sich furchtbar verändert, Herr Redakteur!“

„Verzeihen Sie“, stammelte ich verlegen, „aber die große Hitze heut . . .“

Jetzt glaubte ich mich mit ziemlicher Sicherheit entsinnen zu können, sie einmal bei irgend einem Diner als Tischnachbarin gehabt zu haben. Mein Personengedächtnis ist leider in diesem Fall, ebenso wie es meine Augen sind, höchst miserabel.

„Waih Erbarmung, sind Sie dreigest geworden! Das ist ja zum Kringeln!“ rief sie und lachte, daß ihr die Tränen in die Augen traten.

So spricht keine Dinerdame, sagte ich mir. Ich atmete wieder auf. Wahrscheinlich hatte sie sich nur vor dem anwesenden Publikum geniert.

„Wie wäre es, Kindchen“, flüsterte ich ihr vertraut in's Ohr, „wenn wir einen gemeinsamen Ausflug nach dem Kaiserwald machten?“

Meine Blicke sagten das übrige.

„Ich danke“, entgegnete sie so frostig, daß mich trotz der vorhin am Buffett genossenen Kognaks ein Schauer überlief. Sie war wiederum ganz Hoheit.

„Mein gnädiges Fräulein“, bemerkte ich respekt- und reuevoll, „Sie verstehen natürlich einen kleinen Scherz —“

„Na ja, ich weiß ja noch von früher her, wie Sie sind!“ unterbrach sie mich wieder lachend. „Erinnern Sie sich noch, wie ich einst beim Tanzen mit Ihnen die Wasserkaraffe zerbrach und wie Sie mich dafür in Schutz nahmen?“

„Selbstverständlich erinnere ich mich dessen!“ fiel ich lachend ein.

Ich hatte jedoch keine blasse Ahnung von einem solchen Vorfall. Und als ich der Kleinen Kofetterie bemerkte, fing ich abermals an ihr zu zweifeln an. Diese Damen, dachte ich, sind gewöhnlich für das Reelle. Versuchen wir es also mit weiteren Lockungen.

„Ja, ja, mein Püppchen“, bemerkte ich zärtlich, „ich entfinne mich dessen noch aller Einzelheiten! Doch da wir gerade vom Wasser sprechen, was im Grunde genommen auf Tränen hinweist und Tränen bekanntlich Perlen bedeuten, wie wäre es mit so einem kleinen goldenen Perlenarmband, das ich Ihnen verehren würde, falls Sie ein ganz kleines bißchen nett zu mir wären . . .“

„Das läßt sich ja hören“, erwiderte sie mit einem leisen Anflug von Eitelkeit, „doch wie sollte ich netter zu Ihnen sein, als ich es schon bin?“

Diese von ihr mit freundlichem Augenaufschlag gesprochene Worte machten mich vollends kühn.

„Wenn ich Sie einmal allein zu Hause besuchen dürfte, — dann könnte ich Ihnen das Armband ja mitbringen!“ sagte ich arglos.

Sie setzte eine fürchterlich ernste Miene auf und polterte streng:

„Aber was fällt Ihnen wohl ein? Wenn Sie mir noch weiter mit solchen Anträgen kommen, so werde ich es meinem Mann sagen, der jeden Augenblick erscheinen muß. . .“

Herrdumeineslebens! Ich saß plötzlich da, wie vor dem Kopf geschlagen. Vergebens würgte ich an einer Ant-

wort. Da hatte ich mir eine schöne Suppe eingebracht. Es war sicherlich die Frau eines meiner zahlreichen Bekannten, mit der ich in irgend einer Gesellschaft zusammen gewesen?

„Verzeihung, meine Gnädigste“, stammelte ich mit schuldbewußter Demut, „daß ich Sie nicht sofort erkannte! Ich kam nur gleich nicht auf Ihre werthe Person . . . Sie werden doch Ihrem Herrn Gemahl diesen albernen Scherz nicht wiedererzählen? . . .“

Sie drohte mir lächelnd mit dem Finger. Dann erhob sie sich plötzlich und ging eiligst einem jungen Mann entgegen, der eben auf unseren Tisch zukam.

„Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Mann vorzustellen“, sagte sie mit einer freundlichen Handbewegung; „Er ist nämlich Schlosser auf der Waggonfabrik und mußte sich erst zu Hause umkleiden, bevor er mich abholt . . . Herr Redakteur Semenow — Herr Schanno Strammeier“, stellte sie uns einander vor.

Ein neues Rätsel. Der Mensch kam mir völlig unbekannt vor. Er gab mir gutmütig seine robuste Rechte, die ich mit mißtrauischen Blicken maß, und sagte:

„Freut mir sehr, freut mir sehr!“

„Du erinnerst Dich wohl noch, Schanno“, wandte die Frau sich an ihren Mann, „dies ist der Herr Redakteur, von dem ich Dir erzählt habe, welcher in der Bilderlingshoffschen Pension wohnte, wo ich als Stubenmädchen diente, bevor ich die Putzmacherei erlernte. Ich bin dem Herrn Redakteur sehr zu Dank verpflichtet, denn er hat mich stets in Schutz genommen, wenn ich mal was zerschlug und die Pensionismama darüber fuchtig wurde und mir Klappott bereitete — — —“

„Ja, ja, so war es“, sagte ich gezwungen lachend, denn mir war nun endlich ein mächtiges Talglicht aufgegangen.

„Doch entschuldigen Sie mich, Zula, — Pardon Frau Strammmeier, ich muß nun nach Hause. Adieu!“

Und damit erhob ich mich stillschweigend, machte eine kurze Verbeugung und schlug mich seitwärts in die Büsche.

Wie hatte ich auch bloß die Zula vergessen können, mit der ich einen ganzen Sommer lang in der Strandpension zusammen war und die mir manchen Knopf an der Weste angenäht?!

Ja, ja, irren ist menschlich!



O, diese Männer!

Rigaer Strandhumoreske.

Es war eine regenschwere, kohlspechrabenschwarze Julinacht.

Aus dem Hornschen Konzertgarten in Majorenhof, wo das Schneevoigt-Orchester eben seine Weisen hatte ausklingen lassen, strömte eine unabsehbare Menschenmenge. Drinnen war es schwül gewesen und mehr noch als die Wärme hatte die Erregung über das treffliche Spiel die Wangen der Anwesenden gerötet. Draußen aber wehte ein malkühler Wind, unterbrochen von schweren Regenschauern, sodaß alt und jung mit beschleunigten Schritten den heimischen Benaten zuwanfte.

Da stand sie nun, die junge Frau, die erst vor wenigen Monaten ihren Heinz geheiratet, und schaute vergebens nach einem Fuhrmann aus. Sie wohnte nicht weit, in Edinburg, aber doch zu weit, um in dem abscheulichen Wetter zu Fuß gehen zu können.

Nachdem sie eine Weile trostlos Ausschau gehalten, fuhr plötzlich wie auf Kommando eine Droschke vor. Die junge Frau winkte erfreut und stieg eilig in den haltenden Wagen. „Bahnhof-Prospekt Nr. 6“, rief sie dem Kutscher zu. Der bis über die Ohren verummte Kosselenker zog die Pferde an und der Wagen rasselte in die dunkle Nacht hinaus.

Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich den Lippen der jungen Frau. Wie häßlich von Heinz, dachte sie innerlich, daß er mich nicht abholt. Aber wir sind ja leider schon drei Monate verheiratet, das ist für die heutigen Verhältnisse eine endlos lange Zeit. Früher war er so zärtlich und in jeder Weise zuvorkommend zu mir, jetzt läßt er mich im Regentwetter allein auf der Straße stehen. Und er sitzt derweil gemütlich im Klub, spielt Billard und denkt kaum an seine Frau. O, es ist ein greuliches Chor, diese Männer!

Wie sie noch so simuliert und in Gedanken ein ganz kleinwenig weiter scheltet, hören mit einemmal die unsanften Stöße des Wagens auf. Die Räder rollen offenbar nicht mehr auf dem Chaussèepflaster der Johmenstraße, sondern waten im tiefen Sande.

Bewundert schaut die junge Frau aus dem Verdeck heraus und sucht sich zu orientieren. „Ja, wo sind wir denn? Das ist doch nicht Edinburg, wo wir jetzt eigentlich schon sein müßten? Weshalb macht der Kutscher einen Umweg?“ .. Eine jähe Angst packt sie und „Fuhrmann, Fuhrmann! Halt!“ ruft sie, und zupft wie wahnsinnig an seinen Mantelkragen.

Der Kosselenker hält, steigt vom Boock und fragt gelassen:

„Madam' befehlen?“

„Ja, um Himmelswillen, wo führen Sie mich denn hin? Wollen Sie mich etwa ermorden?“

„Waih Gottchen, wozu brauch ich Ihr Leben?“ antwortet er im verstellten lettischen Dialekt; „Bloß ein Kuß soll'n Sie mir geben, Madamchen, jons fahr ich Sie kein Schritt weiter nich! . . .“

„Sind Sie von Sinnen?“ rief die junge Frau angst-erfüllt; „Ich rufe um Hilfe!“

„Wird Ihn' nich viel nützen“, meinte er kaltblütig, „denn hier herumher wohnt keine Menschenseele nich; Wir sind am Meeresstrande. Da könn' Sie lange rufen! . . .“

„Aber haben Sie doch Mitleid mit einer armen, schutzlosen Frau“, ruft sie tränenvollen Auges und fängt bitter zu weinen an.

Der Kutscher schweigt eine Weile betroffen, dann sagt er gutmütig:

„Regen Sie sich doch nich auf, gute Frau, ich will Ihn' ja nichts zu Leide tun! Aber ich hab soviel in Bücher gelesen, wie süß und stramm ein Kuß von einer so vornehmen jungen Dame sein soll. Da bin ich denn auf den Gedanken gekommen, auszuprobieren, ob so ein Kuß wirklich besser schmeckt, als ein solcher von meiner Mitschen ihrem Kaliber zu Hause . . . Also überlegen Sie sich's, Madamchen, den Kuß her, oder Sie müssen aussteigen. Geld will ich keins nich!“

Die gegebene Erklärung hatte, trotz der fatalen Situation; in der sie sich befand, etwas Erheiterndes für die für Humor empfängliche junge Frau. Zudem hatten ihr die im treuherzigsten Biedermeiertone gesprochenen Worte das Bewußtsein gegeben, daß hier wirklich keine ernstliche Gefahr vorläge. Da hieß es also gute Miene zum bösen Spiel machen.

„Nun, dann kommen Sie her, Sie altes Scheusal“, rief sie wieder lächelnd. „Aber nicht mehr, als den einen Kuß verlangt, verstehen Sie!“

„Ganz gewiß nicht, meine Dame“, sagte er erfreut, „nur einen einzigen, der Wissenschaft wegen . . .“

„Aber die Kapuze herunter, damit ich sehe, wen ich küsse“, ruft sie energisch und insgeheim denkt sie bei sich: Es geschieht dem dummen Heinz doch eigentlich ganz Recht. Warum sitzt er auch zu Hause und holt mich nicht ab.

Und sie steigt aus dem Wagen und macht den Mund spitz, so spitz sie ihn nur immer machen kann, und hält das Köpfchen dem Kosselenker hin. Und gleich darauf brennen zwei heiße Lippen auf den ihrigen . . . Und wie sie den Mann ohne Kapuze näher betrachtet, da ist es — ihr eigener, lieber, jücker Heinz!

Sie reißt sich vor Erstaunen die schönen, dunklen Augen und will das Wunder nicht recht glauben. Dann aber schlingt sie jubelnd beide Arme um seinen Hals und ruft erfreut:

„Heinz, lieber guter Heinz!“ —

Auf den einen Kuß sind in dieser Nacht noch viele andere gefolgt. Und einer immer heißer als der andere . . . Ja, diese Männer!



Bergebene Liebesmühe.

Rigaer Blanderei in Briefen.

Sehr geehrte Frau Schulz!

Ich habe mich nun doch dazu entschlossen, Fräulein Else bei der nächsten Gelegenheit meine Liebe zu gestehen. Ich habe Ihnen nicht verborgen, welch tiefen Eindruck die

Dame auf mich machte, als ich sie das erste Mal bei Ihnen sah. Sie werden daher meinen Entschluß ohne Überraschung aufnehmen. Leider bin ich über die Gefühle des Fräuleins noch im Unklaren, da mir ihr Verhalten, obwohl freundlich und liebenswürdig, keinerlei Rückschlüsse erlaubt. Da Sie, geehrte Frau, meine einzige Vertraute in dieser affaire de coeur sind und das Vertrauen Elses besitzen, so bitte ich Sie, in unauffälliger Weise bei dem Fräulein auf den Busch zu klopfen. Ihnen für diesen Freundschaftsdienst im voraus bestens dankend, verbleibe ich Ihr ganz ergebener

Ernst Pechmeyer.

P. S. Ich weiß von Ihnen, daß Fräulein Else jährlich 8000 Rbl. Zinsen bezieht. Könnten Sie vielleicht in Erfahrung bringen, wo und wie das Geld angelegt ist?

D. D.

* * *

Mein lieber Herr Pechmeyer!

Ich war durchaus nicht überrascht von Ihrem Geständnis, im Gegenteil, ich erwartete es. Was Ihre Chancen anbetrifft, nun Sie wissen ja selbst, Else ist etwas difficile. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, Else für Sie zu interessieren. Ich besuchte sie heute und plauderte fast eine Stunde mit ihr, wobei ich nicht verabsäumte, Ihren Namen in's Gespräch zu flechten; aber alles, was sie sagte, als wir über die äußere Erscheinung der Herren unseres Bekanntenkreises sprachen, waren die Worte: „Herr Pechmeyer würde ohne Schnurrbart, glaube ich, vorteilhafter aussehen!“ Das gab mir zu denken: Warum sollten Sie ihn nicht weg-rasieren? Wenn Else erfährt, daß Sie ihrer Meinung beipflichten, dürften Sie einer günstigen Aussicht sicher sein. Nächsten Donnerstag ist bei mir eine kleine Abendgesellschaft. Else hat Ihr Erscheinen zugesagt.

Ich erwarte Sie daher ebenfalls. Bei Tisch bekommen Sie den Platz neben ihr.

Ihre Ihnen wohlwollende

Therese Schulz.

P. S. Soviel ich erfahren konnte, ist das Geld in Aktien angelegt! D. D.

*

*

*

Meine liebe Frau Schulz!

Tausend Dank für das Interesse, das Sie meiner Herzensangelegenheit widmen. Die Einladung für Donnerstag abend akzeptiere ich mit bestem Dank. Ihre Andeutung über meinen Schnurrbart bringt mich jedoch in nicht geringe Verlegenheit. Meinen größten Stolz, meinen Schnurrbart, den ich so viele Jahre gepflegt, soll ich nun abnehmen? Glauben Sie mir, es ist das größte Opfer, daß ich bringen kann! Wäre ich nur dessen sicher, daß Fräulein Else sich sodann entschließt, die Meine zu werden? Könnten Sie diesbezüglich keine bestimmte Auskunft von ihr erlangen? Vielleicht fragen Sie beiläufig an, ob sie einen Mann heiraten würde, der, um ihr zu gefallen, seinen Schnurrbart, auf den er stolz ist, opfern wollte? Ich erwarte mit Ungeduld Ihre Antwort.

Ihr dankbarer Freund

Ernst Behmeyer.

P. S. Da es gute und faule Aktien gibt, bitte ich Sie gefl. in Erfahrung zu bringen, an welchem Unternehmen Fr. Else beteiligt ist? D. D.

*

*

*

Mein lieber Herr Behmeyer!

Es ist mir leider nicht gelungen, von Else eine bestimmte Erklärung zu erhalten. Ich redete heute nachmit-

tag des langen und breiten mit ihr über das Thema Schnurrbärte und glaube, Else verabscheut dieselben durchaus nicht. So sagte sie unter anderem, der Schnurrbart des Herrn Schneidig gefalle ihr sehr gut. Sie wissen ja, letzterer trägt ihn nicht à la „Es ist erreicht“ sondern gestutzt, d. h. à la anglaise. Besuchen Sie Else doch gelegentlich und befragen Sie sie dann selbst darüber.

Ihre aufrichtige Freundin

Therese Schulz.

P. S. Wie ich in Erfahrung gebracht habe, besitzt Else hauptsächlich Aktien der Waggonfabrik „Phönix“ und der Elektrischen Straßenbahn; dieselben sind, meines Wissens, sicher und werfen eine gute Dividende ab! D. D.

* * *

Meine werthe Frau Schulz!

Ich wollte Fräulein Else gestern besuchen, traf sie aber leider nicht zu Hause an. Wie wäre es nun, wenn ich meinen Schnurrbart stutzen ließe und ihn statt nach oben — englisch trüge? Offen gestanden, würde mir dieses besser behagen, als ihn ganz wegrastieren zu lassen. Bitte umgehend um Ihre Meinung.

Ihr ergebener

Ernst Pechmeyer.

* * *

Mein lieber Herr Meyer!

Ich war gestern bei Else und lenkte das Thema geschickt auf Schnurrbärte, wobei diese erklärte, sie hätte im Allgemeinen nichts gegen Schnurrbärte gewisser junger Männer, sei jedoch der Ansicht, daß manche von ihnen

ohne denselben entschieden vorteilhafter aussehen würden. Ich benutzte dabei die Gelegenheit und zitierte Sie als Beispiel, worauf Else meinte, Sie würden mit glattrasierter Oberlippe zweifelsohne besser aussehen. Meine Bemühungen, ihr das Gegenteil zu beweisen, waren erfolglos, sie blieb bei ihrer Meinung. Ich betonte nun Ihre Ergebenheit und Aufopferungsfähigkeit und ließ durchblicken, daß Sie den Schnurrbart opfern würden, sobald Ihnen ihre Ansicht in dieser Beziehung bekannt wäre. Sie lachte und lenkte das Gespräch dabei auf etwas anderes. Meine innere Überzeugung ist die, daß Sie ihr sehr schmeicheln würden, falls Sie Donnerstag ohne Schnurrbart kommen.

Ihre aufrichtige

Therese Schulz.

*

*

*

Meine beste Frau Schulz!

Es ist vollbracht — mein Schnurrbart ist gefallen. Der Friseur starrte mich erst verständnislos an und ich mußte mein Verlangen mehrere Male wiederholen. Er heuchelte dann Zustimmung und erklärte, daß er allerdings in der Farbe zu wünschen übrig lasse. Morgen ist Donnerstag... Ich zähle die Stunden bis zu Ihrer Abendgesellschaft!

Ihr ergebener, dankbarer Freund

Ernst Behmeyer.

P. S. Wissen Sie auch aus bestimmter Quelle, daß Fr. Else's Vermögen 80,000 Rbl. in Aktien beträgt und sind die letzteren sicher?

D. D.

*

*

*

Mein lieber Herr Pechmeyer!

Ich bin in einer tödlichen Verlegenheit. Wie soll ich es Ihnen nur mitteilen? Fassen Sie Mut und hören Sie mich ruhig an: Diese Else hat uns — zum Besten gehalten! Seit drei Monaten ist sie bereits heimlich mit Herrn Knobelmann, dem ältesten Sohn des hiesigen Würstfabrikanten, verlobt. Die offizielle Verlobung soll heute Donnerstag gefeiert werden. Else schrieb mir dies alles gleichzeitig mit ihrer Absage für meine heutige Abendgesellschaft... Ich fühle Ihnen die Kränkung nach und verbleibe trotz aller Verstimmung Ihre aufrichtige Freundin

Therese Schulz.



Eine Verlobung im Tram.

Amerikanische Episode aus dem Rigaer Leben.

Der Vermählung ihrer Tochter Klaudia mit dem Herrn Friz Schwindelinsky am 2. Weihnachtsfeiertage, 4 Uhr nachmittags, in ihrer Wohnung, Alexanderstr. 225, gütigst beizuwohnen zu wollen, bittet ergebenst

Amalie Grühberger,
geb. Lamprecht.

Riga, im Dezember 1912.

Obige Einladungskarte, die mir kürzlich durch die Post zugestellt wurde, ließ mich vor Verwunderung schier dreimal um den Büreaufessel drehen.

Schwindelinsky und Heiraten? Gibt's ja garnicht! Da hatte sich wohl jemand mit mir nur einen schlechten Scherz erlaubt?

Doch, da jedes Ding einen Haken hat, so beschloß ich, auch dieser Sache mal gehörig auf den Grund zu gehen. Und zwar tat ich es dadurch, indem ich Schwindelinskij in seinem Bankbureau, wo er beschäftigt ist, aufsuchte.

Als ich ihn in seiner Abteilung erblickte, nahm ich sofort eine Veränderung in seinem ganzen Wesen wahr.

„Mensch, Zuckerherz,“ rief er mich umarmend, „was sagst Du zu meinem Glück?“

Aha, konstatierte ich, die Sache beruht also doch auf Wahrheit.

„Gratuliere,“ erwiderte ich, „aber erkläre mir, Graf Derindur —“

„Gewiß, goldener Freund,“ rief er strahlend, „komme mit mir in's „Börsen-Café“, dort will ich Dir meine Herzensgeschichte ausführlich erzählen...“

Fünf Minuten später bestiegen wir einen Fuhrmann und fuhren in das bezeichnete Café.

Schwindelinskij bestellte Kaffee und begann:

„Ja, also meine Verlobung kam rein wie aus den Wolken geschneit. Fahre ich da vor etwa vierzehn Tagen eines Morgens mit dem Tram ins Bureau. Schön, das ist weiter kein Ereignis, denn es kommt alle Tage vor... Wie ich dem Kondukteur mein Billett bezahlt habe und meine Mitpassagiere einer Musterung unterziehe, bemerke ich plötzlich mir vis-à-vis ein Bild von einem jungen Mädchen sitzen... Sie schaut mich an, ich schaue sie an, dabei wird sie plötzlich vor Verlegenheit puterrot im Gesicht... Ich jedoch laß nicht locker und fixiere sie weiter... Da schaut sie wiederum auf, senkt die Augenlider und ein leises süßes Lächeln huscht dabei über ihre Züge.

Das machte mich dreist. Jeder Zoll ein Cavalier, stand ich plötzlich auf, lüftete den Hut und log ihr folgende Worte vor:

„Guten Morgen, mein gnädiges Fräulein, verzeihen Sie gütigst, daß ich Sie nicht gleich erkannte! Wir haben uns doch vor wenigen Wochen erst in einer Gesellschaft gesehen?..“

Hatte ich damit nun tatsächlich das Richtige getroffen, ich weiß es bis heute noch nicht. Kurzum sie reichte mir, schüchtern wie ein Schulmädchen, die Hand und sagte:

„Ja, es kommt mir nämlich auch so vor...“

Ich war entzückt. Nicht nur über die Bekanntschaft, nein, über ihre Schönheit. Mensch, ich sage es Dir, sie stellte in jeder Hinsicht das Ideal meines künftigen Weibes dar... Daß sie nicht wieder verschwinden in dem Großstadttreiben, rief mir eine innere Stimme zu, werbe sofort um sie — die oder keine!

Und in der Befürchtung, daß sie an der nächsten Haltestelle aussteigen könnte, fing ich an, sie mit Komplimenten zu überschütten; zuerst gab ich meiner Verwunderung Ausdruck über ihre schönen, träumerischen Augen, dann über ihr Haar, ihren Mund, ihre Figur...

Sie wollte aufstehen und fliehen. Ich jedoch hielt sie krampfhaft am Arm zurück und bat flehenden Tones:

„Bleiben Sie, entfliehen Sie mir um Gotteswillen nicht; ich sage Ihnen als Mann und Cavalier: Für Sie könnte ich alles tun, selbst durch's Feuer gehen, wenn Sie mir gut wären, wenn ich Ihre Liebe besäße, wenn Sie — mein Weib werden wollten?..“

Mit einem verklärten Blick sah sie mich an. Dann sagte sie gedankenverloren:

„Ja, wie ist mir denn? Träume ich oder nicht? Sie kennen mich doch aber garnicht?“

„Aus Ihren Augen ersehe ich, daß Sie Treue besitzen, an Ihrem Körbchen im Arme, daß Sie eine tüchtige Hausfrau abgeben würden... genügt das etwa nicht für

einen Mann?" rief ich leidenschaftlich und griff nach ihrer Hand.

Sie entzog sie mir nicht.

„Wenn Sie es wirklich ernst meinen?“ sagte sie leise.

„Engel, süßes Lieb,“ rief ich wonnetrunken und wollte ihre Hand mit Küssen bedecken.

Da erscholl die sonore Stimme des Kondukteurs:

„Aussteigen, meine Herrschaften, wir sind am Endpunkt!“

Bestürzt schauten wir auf. Wahrhaftig, wir waren weit in die Vorstadt hinausgefahren, ohne zu bemerken, daß sämtliche Passagiere nach und nach ausgestiegen und wir als die Einzigen im Wagen verblieben waren.

Sie ergriff ihr Handkörbchen und sprang behende hinaus.

Ich folgte ihr, nahm ihren Arm und flüsterte selig:

„Wie heißt Du, Schatz?“

„Klaudia,“ erwiderte sie leise; „Und Du?“

„Fritz Schwindelinskj, Buchhalter und Abteilungschef der 21. Gegenseitigen,“ sagte ich stolz.

„Ach, Fritz, was wird die Mama dazu sagen?“ meinte sie plötzlich nachdenklich; „Sie hat mich ausgeschiedt, Besorgungen für das Mittagessen zu machen, denn als die Älteste von uns drei Schwestern muß ich nämlich die Wirtschaft führen... Werden die sich zu Hause aber mal über meine Verlobung wundern...“ rief sie lächelnd.

„Sollen sie auch,“ meinte ich ernst, „und damit Du siehst, Lieb, wie heilig mir die Sache ist, nehmen wir sofort eine Droschke und fahren zu Windisch, um die Verlobungsringe zu kaufen... Willst Du, Schatz?“ rief ich liebes-trunken.

„Jawohl, Fritz, ich will!“ erwiderte sie, sich zärtlich an mich schmiegend...

„Was soll ich Dir Weiteres erzählen, mein Freund,“ meinte Schwindelinsky, indem er seine Kaffeetasse zur Reiche trank. „Wir erstanden die Verlobungsringe und trennten uns auf der Straße vor meinem Bankbureau unter gegenseitigen heißen Liebesbeteuerungen, wobei ich ihr versprach, punkt sieben Uhr abends bei ihr zu Hause zum Abendbrot zu erscheinen und bei der Mutter um ihre Hand zu bitten...“

„Aber der Hauptspaß kommt noch,“ rief er fortfahrend aus, „nicht nur Ihr Redakteure seid zerstreut, sondern auch wir Bankbeamte... Glückstrahlend eilte ich nämlich die Treppe hinauf in's Bureau, wo mich die Kollegen erstaunt und erschreckt zugleich ansahen.“

„Hast Du 'nen Schwips?“ rief der eine; „Ist Dir Dein Schneider begegnet?“ fragte ein anderer; „Hast Du „Nat Pinkerton“ gelesen, daß Du so verwirrt ausschaut?“ meinte ein dritter.

„Silentium, Kinder,“ rief ich feierlich, „ich habe mich soeben verlobt — —“

Die Kollegen fielen der Länge nach auf ihre Pultstessel nieder.

„Wann, wo, mit wem?“ rief es durcheinander im förmlichen Lohwabohu.

„Nu wird's Tag,“ rief ich ärgerlich; „wahrhaftiger Gott, Derartiges zu fragen ist von Euch eine Gemeinheit! Natürlich mit einem jungen Mädchen!“

„Wer ist sie? Wie heißt sie?“ rief es im Chorus.

Da fragte ich mir verlegen den Kopf.

„Bei Gott, das hab' ich ja ganz zu fragen vergessen!“ sagte ich kleinlaut.

Das Gelächter der Kollegen wollte kein Ende nehmen.

„Laß mich in Ruhe,“ rief ich endlich wütend und begab mich grollend auf meinen Platz.

Die Kollegen sahen sich gegenseitig verständnisvoll an und schwiegen. Inzueinander jedoch ging das Gespött über mein neuestes Erlebnis weiter...

Jedoch sie sollten bald eines Besseren belehrt werden.

Denn nach Verlauf von etwa einer Stunde wurde ich von einer Dame ans Telephon gebeten.

Es war Klaudia, die mir mitteilte, daß Mama sowohl als ihre beiden Geschwister entzückt über die im Tram stattgehabte Verlobung wären und mich heute Abend präzise zur verabredeten Zeit zum Abendbrot erwarteten. Dabei teilte sie mir auch ihren Familiennamen sowohl als die Wohnungsadresse mit und übermittelte mir als Beweis und Echtheit ihrer Liebe durch das Telephon drei wohlgeschmalzte Küsse...

So bin ich glücklicher Bräutigam geworden und wenige Tage noch, dann bin ich ein noch glücklicherer Ehemann“, rief er, sich vom Tisch erhebend, und verließ mit mir himmelhochjauchzend das Lokal.

An der Ecke beim Abschiednehmen rief er mir noch, auf die Schulter klopfend, freundschaftlichst zu:

„Also, am zweiten Weihnachtsfeiertage, vier Uhr nachmittags, erwarten wir Dich zu unserer Trauung! Bei dieser Gelegenheit wirst Du auch meine beiden Schwägerinnen, die ebenso reizend, wie meine Braut sind, kennen lernen... Servus, altes Haus!“

Kopfschüttelnd schritt ich meinen Penaten zu. Was man in Riga alles erleben kann, dachte ich gedankenerwägend; die Stadt entwickelt sich nicht nur mit amerikanischer Geschwindigkeit, sondern sie nimmt peu-à-peu auch dessen Eigenschaften, d. h. unbegrenzte Möglichkeiten an...

Die Sache mit dem Hingehen zur Trauung muß ich mir aber vorerst noch mal gründlich beschlafen. Denn Schwindelinsky sagte mir doch, daß da noch zwei weitere reizende Töchter im Hause sind und der zweite Weihnachtsfeiertag könnte womöglich auch für mich verhängnisvoll werden?

Denn, ohne zu lachen: Es soll nämlich schon vorgekommen sein, daß selbst eingefleischte Junggesellen nicht nur Feuer gefangen, sondern sogar ihr Herz verloren haben!

Vorsicht ist die Mutter der Porzellanfiste . . .



Vom selben Verfasser erschien bereits in 2. Auflage und wird allen Lachlustigen bestens empfohlen:

„Riga's Ende?“

Humoristisch-phantastische Erzählung in möglichen und unmöglichen
Ton- Dent- und Unarten von
Bernhard Semenow.

Preis brosch.: 30 Kop., über die Post: 36 Kop.

**Einige kurze Auszüge aus den zahlreichen Besprechungen
der Presse seien hier wiedergegeben:**

„Der bekannte Verfasser des „Schanno von Dünakant“ hat in „Riga's Ende“ Jules Verne zum Vorbild genommen. Das hübschausgestattete Büchlein empfehlen wir allen Lesern, die sich an harmlosem Humor erfreuen wollen!“ (Düna-Ztg. Nr. 244, 1909.)

„In launiger Weise schildert der bekannte Verfasser in „Riga's Ende“ die Überfüllung unserer Vaterstadt infolge Anwachsendens der Menschheit, wobei allerlei komische Situationen und Einfälle zum Ausdruck kommen. . .“ (Rigasche Ztg. Nr. 239, 1909.)

„Bernhard Semenow, Riga's Lokalhumorist, läßt in „Riga's Ende“ seiner Phantasie die Zügel schießen. . .“

(Rigasche Neueste Nachrichten Nr. 240, 1909.)

„Das lustige Büchlein „Riga's Ende“ dürfte sich eines flotten Absatzes auch weit über Riga's Stammes hinaus erfreuen!“

(Baltische Post Nr. 240, 1909.)

„Das flottgeschriebene Büchlein „Riga's Ende“ ist nicht nur phantastischen, sondern auch philosophischen Charakters. Es sollte in keinem baltischen Hause fehlen!“ (Windausche Ztg. Nr. 47, 1909.)

„Wer Sinn für Phantastisches und Humorvolles hat, wird das Büchlein „Riga's Ende“ mit großem Vergnügen lesen!“

(Südlivländischer Anzeiger Nr. 45, 1909.)

„Dieses amüsante Werkchen des beliebten baltischen Humoristen, der als Verfasser von „Schanno von Dünakant“ allgemein bekannt ist, entrollt vor uns ein spaßhaft-phantastisches Bild Riga's im Jahre 3500 nach alter Zeitrechnung oder 1000 Jahre nach dem ewigen Frieden, wo Riga und die Menschheit bis in's Unendliche gewachsen ist. Allen Freunden eines liebenswürdigen Humors kann die kleine Broschüre zur Anschaffung empfohlen werden!“

(Mitauer Lokal-Anzeiger Nr. 71, 1910.)

„Bernhard Semenow ist mit Recht als der baltische Jules Verne zu bezeichnen. . .“ (Berliner Tageblatt Nr. 655, 1909.)

„Ein seltsames Buch ist Bernhard Semenow's „Riga's Ende?“ Das Werk ist im Genre von Jules Verne geschrieben und hat den Vorzug, daß es zugleich die geistvolle Sehergabe eines Belamy mit dem novellistischen Styl des Kurt Laßwitz verbindet. Über das Ganze weht außerdem der originelle Semenow'sche baltische Lokaltön, der aus jeder Zeile den „Schanno von Dünakant“ erkennen läßt!“

Milwaukee-Sonntagspost (Nordamerika), 5. Dezember 1909, Nr. 82.)